

## Das Meer

Schon lange, bevor ich das Meer kennenlernte, habe ich mir das Meer vorgestellt, es war das Meer, das ich in der Werbung gesehen hatte, jeden Abend, kurz vor acht, wenn mein Stiefvater auf die Tagesschau wartete und auf das nachfolgende Abendprogramm, er ging in die Küche, holte zwei Flaschen Bier aus dem Kühlschrank und stellte sie vor sich auf den Tisch, er rückte die Schale mit den Salzstangen zurecht, zog die Tischdecke gerade und setzte sich ächzend in seinen Fernsehsessel hinein, und wenn er in seinem Sessel versunken war, kam ich eilig in das Zimmer gelaufen, setzte mich neben ihn und starrte gebannt auf den Fernsehapparat, denn ich wußte, daß gleich das Meer erscheinen würde, wie jeden Abend, kurz vor acht, wenn mein Stiefvater mit seinen Vorbereitungen fertig war.

Es war ein wunderbares Meer. Endlose weiße Strände, von Palmen gesäumt, schäumende glitzernde Wellen, die an das Ufer schlugen, darüber ein strahlendblauer Himmel, den man nicht lange ansehen konnte, denn sonst taten einem die Augen weh, und in der Ferne, auf schimmernden Klippen ein leuchtendweißes einsames Haus. Das war das Meer. Das war mein Meer, das Meer meiner Träume, und ich folgte mit den Augen sehnsüchtig dem Fernsehbild, lauschte der spritzigen Musik, die den Spot untermalte und stellte mir vor, wie ich an dieses Meer fahren würde, während mein Stiefvater neben mir gelangweilt in seiner Fernsehzeitung las, ich würde am Strand entlanglaufen, kilometerweit, auf das Rauschen der Wellen hören und meinen Blick in die Ferne schweifen lassen, bis zum

Horizont, und der Wind würde an meinen Haaren zerren, die Wellen würden meine Füße benetzen und es würde nichts anderes geben als nur mich und das Meer, nur mich und sein Rauschen, seine Weite, seine Freiheit und seine Unendlichkeit.

Ich kannte kein Meer, denn ich lebte in der DDR, einem kleinen Land, das von einer hohen Mauer umschlossen war, einem genau begrenzten Gebiet, in dem man sich nicht weit bewegen konnte, und es gab nur wenige Gegenden, die einem zur Verfügung standen, nur den Harz, den Thüringer Wald oder die Ostsee, an die ich als Kind gefahren war, wenn ich aber an die Ostsee dachte, kam ein abfälliger Ausdruck in mein Gesicht, die Ostsee war für mich kein Meer, sie war ein zahmes Gewässer, ein billiger Meeresersatz, ein Binnengewässer ohne Ebbe und Flut, diese Bezeichnung hatte ich einmal in einem Artikel gelesen, „Binnenmeer“, und von diesem Tag an hatte ich mich in meiner Verachtung bestätigt gefühlt und meine Sehnsucht war ins Unermeßliche gewachsen seit diesem Tag, einmal in meinem Leben wollte ich ein richtiges Meer kennenlernen, einmal erleben, wie es wirklich ist: an einem Meer entlangzulaufen, ohne daß man an eine Grenze kommt, ohne daß man irgendeinen Menschen trifft, ohne daß man umkehren muß aus irgendeinem Grund.

Von den Urlauben meiner Kindheit weiß ich nicht mehr viel. Nur, daß es sehr gefährlich war, selbst an einem falschen Meer wie diesem, ich erinnere mich, daß es sehr viele Verbote gab: „Geh' nicht mit vollem Magen ins Wasser hinein! Schwimm' nicht zu nah an die Bunen heran, da geht es tief hinab und du kannst steckenbleiben und ertrinkst! Bleib' nicht zu lange in der Sonne, sonst bekommst du einen Hitzeschlag!“, und ich tappte langsam

und vorsichtig am Strand herum, stieg vorsichtig in das Wasser hinein und achtete darauf, daß ich immer Boden unter den Füßen hatte, festen Grund, und einmal kam ich schreiend aus dem Wasser gerannt, weil ich Schlangen im Wasser gesehen hatte, dunkle furchterregende Schlangen, von denen meine Eltern behaupteten, daß es nur Aale seien, harmlose Fische, die man essen kann, ich aber glaubte ihnen nicht, ich begann mich vor Ungeheuern zu fürchten, Meeresungeheuern, die sich in der Tiefe verbargen und die mich hinunterziehen würden, bis auf den Grund des Meeres hinab.

Doch nicht nur das Baden war gefährlich, überhaupt war der Urlaub an der Ostsee sehr kompliziert. Es begann damit, daß man nur sehr schwer ein Zimmer bekam, und auch wir fanden nur welche, weil mein Großvater aus den USA mit uns reiste und sein Zimmer in D-Mark bezahlte, im offiziellen Umtauschkurs eins zu eins, nur deshalb bekamen wir das zweite, meine Mutter, mein Stiefvater, mein Bruder und ich, einen winzigen Raum, mit einem Doppelstockbett und einem brüchigen Ehebett vollgestellt, und mein Stiefvater schüttelte den Kopf und sagte: „Die vermieten ja jeden Taubenschlag!“, aber er sagte es nicht laut, denn wir konnten froh darüber sein, daß wir diese Zimmer gefunden hatten, daß wir dem Vermieter für unsers Ost-Geld zahlen durften und daß er sie uns sogar reservierte für das nächste Jahr.

Wenn wir unsere Sachen ausgepackt hatten und uns umgesehen hatten, begann der Urlaub für uns. Am nächsten Morgen klingelte der Wecker, früh um fünf, und ich zog mich an, um beim Bäcker Brötchen zu holen, von denen man nur welche abbekam, wenn man früh genug in der Schlange stand, am Vormittag schleppte

mein Stiefvater schwitzend Bier und Mineralwasser von der Kaufhalle nach Haus und legte Vorräte an Limonade an, weil die alkoholfreien Getränke meist nicht für alle Urlauber reichten, und am Abend standen wir zwei Stunden bei der Fischgaststätte im Nachbardorf an und wenn wir uns endlich hinsetzen durften, 'platziert wurden', nannte man das in der damaligen Zeit, waren die besten Gerichte bereits ausverkauft. Als ich 15 war, fuhr ich nicht mehr mit. Ich hatte genug davon, um fünf Uhr aufzustehen, hinter der Familie hinterherzutrotten und mich am Strand grillen zu lassen, nach einer vorbestimmten Zeit, ich wollte endlich einen Urlaub machen, wie er mir gefiel, mich nicht nach den Anordnungen und Verboten meiner Familie richten, ich wollte endlich losfahren auf eigene Faust.

Ich fuhr wieder ans Meer. Wieder zur Ostsee, einfach, weil mir nichts Besseres eingefallen war und weil ich die Ostsee schon kannte, doch diesmal trampete ich mit meinen Kumpels zur Küste hinauf, zeltete mit ihnen auf einem FKK-Zeltplatz, direkt am Strand, saß abends am Lagerfeuer und spielte Gitarre, die ganze Nacht hindurch, ich schwamm am Morgen, gleich nach dem Aufwachen, nackt in das Meer hinaus, frühstückte anschließend mit meinen Kumpels vor unserem Zelt, mit hartem Brot, Schmalzfleischbüchsen und Nescafé, ich lungerte den ganzen Tag herum, genoß das Meer und fühlte mich unglaublich leicht und frei. Nur am Abend, wenn wir am Meer entlangliefen und über die Unendlichkeit und Freiheit meditierten, zuckten Scheinwerfer über das Wasser hinweg und tasteten das Meer nach Flüchtlingen ab, oder Grenzsoldaten traten an unser Feuer heran und verlangten unsere Ausweise zu sehen, und kleinlaut reichten wir ihnen unsere Dokumente hinüber und duckten uns

im Scheinwerferlicht, wir sahen uns nicht an, denn in dem grellen Licht wirkten unsere Gesichter ängstlich und verzerrt, und still nahmen wir unsere Ausweise entgegen, löschten das Feuer und gingen schweigend zu unseren Zelten zurück. Neben uns, linkerhand, erhob sich eine rostige Blechwand aus dem Sand, obenauf gekrönt mit Stacheldraht, dahinter begann das Militärgelände. Das Rauschen der Wellen vermischte sich mit Hundegebell. Ich hatte vergessen, daß auch dieses hier das Meer nicht war, daß es endete, an einer unnachgiebigen unsichtbaren Linie, die man nicht übertreten durfte, bei drohender Lebensgefahr, mit diesem Gedanken schlief ich ein und noch im Einschlafen zuckte das Scheinwerferlicht über das Zelt hinweg.

In den Jahren danach dachte ich nicht mehr an das Meer. Erst als ich siebzehn wurde und meine Eltern mir zum ersten Mal erlaubten, alleine ins Ausland zu fahren, fiel mir das Meer wieder ein, während ich überlegte, wohin ich fahren könne, und ich erinnerte mich daran, daß meine Tante von Bulgarien erzählt hatte, dort hatte sie einmal Urlaub gemacht. Zugegeben - auch in Bulgarien gab es kein Meer, doch meine Tante hatte vom Schwarzen Meer geschwärmt, von einem kleinen Hotel auf den Klippen, das in meiner Vorstellung dem Haus aus der Werbung täuschend ähnlich sah, von endlosen weißen Stränden, und vorsichtig hatte ich meine Tante gefragt: „Gibt es da auch Palmen?“, und meine Tante hatte gönnerhaft genickt.

Die Reise dorthin dauerte lang. Zwei Tage krümmte ich mich mit meiner Freundin auf unbequemen harten Bänken in einem überfüllten Zug, und nur nachts nickte ich kurz ein, den Kopf zur Seite geknickt, die Beine hochgelegt auf der gegenüberliegenden Bank. Erst als wir in Varna nach langem Warten in einen Bus

einstiegen, der uns zu den Badeorten am Meer bringen sollte, schlief ich fest ein. Ab und zu wachte ich auf, blickte verträumt auf das Meer hinab, über dem wir hinfuhren, und träumte davon, endlich anzukommen, endlich am Ziel meiner Wünsche zu sein. In Ahtopol, dem letzten Ort vor der türkischen Grenze, stiegen wir aus. Hastig bauten wir unsere Zelte auf, dann lief ich, so schnell ich konnte, zum Strand. Doch als ich über die Dünen gelaufen war und das Meer endlich vor mir lag, war ich enttäuscht. Das Schwarze Meer glich der Ostsee wie aufs Haar, es war nur ein bisschen dunkler, das Wasser schmeckte ein wenig salziger und der Strand war ein bisschen breiter als gewohnt. Weit und breit war keine einzige Palme zu sehen und auch das Haus auf den Klippen entdeckte ich nicht. Als wir zum Zeltplatz zurückkehrten und uns bei der Rezeption anmeldeten, nahm man uns unsere Ausweise ab. Wegen der Fluchtgefahr, wegen der nahen Grenze zur Türkei, die wir nicht überqueren durften, denn wir kamen, wie die Bulgaren selbst, aus einem sozialistischen Land. Aber wir hatten auch gar keine Lust, in Richtung Grenze zu gehen, wir mieden das Stück Strand, das rechterhand von unserem Zeltplatz lag, das Stück Strand, das immer leerer und karger wurde, je näher man dieser unsichtbaren Grenze kam. Wir wußten, was uns erwartete dort. Ich beschloß, das Meer aufzugeben, jeden Gedanken daran, ich dachte, daß ich es nicht mehr suchen sollte, dieses imaginäre Meer, denn jede Suche war ja doch nur umsonst. Ich wußte damals nicht, daß meine Sehnsucht wieder aufflackern würde, nur wenige Jahre danach.

1989 war ich das letzte Mal am Meer, genauer gesagt an der Ostsee, bevor alles anders kam. Es war ein regnerischer Sommer, und nach einer Woche regnete es in unseren Zelten durch, unsere

Kinder husteten viel und zankten miteinander in den viel zu engen Zelten herum, oder in den Kneipen, die wir aufsuchten in unserer Not. Die Kellner sahen uns mißbilligend an und warfen uns nach einer Gnadenfrist hinaus. Doch überhaupt, auch ohne Regen, hatten wir für einen Urlaub nicht die rechte Geduld. So oft wir konnten, krochen wir in unser Auto, das wir auf dem Parkplatz abgestellt hatten, und schalteten das Radio ein, um Nachrichten zu hören. Wenn die Nachrichten vorüber waren, schalteten wir das Radio ab und sahen lange schweigend in den Regen hinaus. Nach anderthalb Wochen hielt ich es nicht mehr aus und reiste ab. Bei meiner Freundin, die ich zu Hause absetzte, tranken wir noch einen Kaffee und hörten den letzten Nachrichten zu. 300 Leute waren es dieses Mal, die in den Westen gegangen waren, über Ungarn, über die bundesdeutsche Botschaft, und jeden Tag wurden es mehr. Wir wußten, daß etwas zu Ende ging. Wir wußten, daß es unser Land nicht mehr geben würde, und wir waren sprachlos vor Glück und vor Angst. Wir konnten uns nicht vorstellen, was kommen würde danach.

Im folgenden Jahr, noch vor der Währungsunion, fuhr ich das erste Mal in Richtung Westen fort. Noch nie war das Meer so nah gewesen wie jetzt, und aufgeregt kratzte ich das letzte Westgeld zusammen, das ich auftreiben konnte, beantragte mit einem beklommenen Gefühl einen bundesdeutschen Paß in Westberlin und stieg eines Abends in den Zug, der in Richtung Venedig fuhr. In München stieg ich um. Doch obwohl ich diesmal einen Liegewagen gebucht hatte, konnte ich nicht schlafen vor Nervosität. Ich mußte an Deutschland denken, an die DDR, die ich gerade verließ, vielleicht zum letzten Mal, und an das Meer, das gewaltige Meer, das vor mir lag. Als meine Freundin mich

vom Zug abholte, war ich müde und übernächtigt, doch ich wartete kaum unsere Begrüßung ab, ich gab ihr einen Kuß auf die Wange, sagte „Hallo!“ und noch im gleichen Atemzug: „Ich muß unbedingt das Meer sehen, am besten sofort!“ Meine Freundin schüttelte verwundert den Kopf, doch sie begleitete mich geduldig, brachte mit mir die Sachen nach Haus, setzte mit mir nach Lido über und ging mit mir zum Strand.

Es regnete an diesem Tag. Der Strand war leer, es war windig und kalt, feiner Niesel trieb vom Himmel herab und hüllte das Meer in ein stumpfes Grau. Doch das war nicht der Grund, weshalb ich erschrak. Betreten stand ich am Wasser und betrachtete das Ufer hinter mir, große klotzige Hotels säumten den Strand, die Lücken zwischen ihnen waren mit Parkplätzen und Swimmingpools ausgefüllt und hinter ihnen schlängelte sich eine eine breite Straße entlang. Der Strand war in Beton gefaßt, gräuliche Umkleidekabinen reihten sich aneinander und vorne, auf dem letzten Rest des Strandes ragten dutzende Sonnenschirme aus dem Sand. Sosehr ich mich mühte, ein Stück freien Strandes zu entdecken, es gelang mir nicht. Vorsichtig wandte ich mich zu meiner Freundin um und vergewisserte mich: „Das ist das Meer?“, und meine Freundin nickte still. Trotzdem konnte ich nicht glauben, was ich sah. Erst nach einer Weile schüttelte ich meine Erstarrung ab, riß mir meine Kleider vom Leib und stürzte mich ungeachtet des Regens in das Wasser hinein, während meine Freundin kopfschüttelnd am Ufer stand. Ich wollte nicht wahrhaben, daß mein Traum gescheitert war, und ich tauchte in die Fluten, schwamm so weit wie möglich hinaus, schmeckte auf meinen Lippen das Salz und vermied es, zurück zum Ufer zu sehen, die Silhouette eines Neubaugebietes zu

betrachten, das sich drohend in meinem Rücken erhob. Es hatte lange gedauert, bis ich am Meer meiner Träume angekommen war, und manchmal hatte ich schon nicht mehr geglaubt, es je zu sehen. Jetzt aber war ich hier, nur um einzusehen, daß es das Meer meiner Träume nicht gab. Daß es nur ein Trugbild gewesen war, eine Fata Morgana, eine Luftspiegelung, die, indem man sich ihr näherte, einfach zerstob. Als meine Freundin und ich die Insel wieder verließen, sagten wir beide kein einziges Wort. Vom Schiff aus, das uns zurück nach Venedig brachte, sah ich ein letztes Mal nach Lido zurück, das immer kleiner wurde und bald darauf im dichten Nebel verschwand, und für einen Moment kam mir der Gedanke, daß Lido gar nicht existieren würde, daß ich nicht eben noch an seinem Ufer gestanden hätte und auf das dunkle Meer geblickt.

Ein Jahr später existierte die DDR nicht mehr. Sie wurde ein Teil der Bundesrepublik, und mein Leben änderte sich auf einen Schlag, fast über Nacht. Ich hatte keine Zeit mehr, an das Meer zu denken, ich verbrachte meine Tage damit, mich zurechtzufinden in dem neuen Land, in dem plötzlich alles anders war, ich mußte meinen Studiumabschluß anerkennen lassen, der mit einem Mal nichts mehr galt, ich mußte mir eine Krankenkasse suchen, obwohl ich noch nicht einmal wußte, was eine Krankenkasse eigentlich war, ich mußte eine Arbeit finden, Mieterhöhungsschreiben beantworten, mich mit dem Jugendamt auseinandersetzen, lernen, wie man Briefe schreibt, wie man spricht, welche Worte man am besten benutzt, wenn man Behörden besucht, welche Kleider man am besten trägt bei welcher Gelegenheit, ja ich mußte sogar Einkaufen lernen, denn die Kaufhallen hießen jetzt Supermarkt und führten ein

unterschiedliches Sortiment, hatten unterschiedliche Preise, und manchmal stand ich lange vor den Regalen und konnte mich nicht entscheiden, welchen Käse ich nehmen sollte, denn es lagen zwanzig verschiedene da und ich fand zwischen ihnen kaum einen Unterschied, ich wußte nicht, welches Brot ich in meinen Wagen legen sollte oder welches Toilettenpapier, und verzweifelt suchte ich herauszufinden, ob nun das mit den Blümchen oder das aus Borkenkrepp, das mit zwei oder drei Lagen oder 400, 1200 oder 2000 Blatt nun das beste sei. Doch nach und nach gewöhnte ich mich ein, und bald schon hatte ich keine Erinnerung mehr an mein Leben in der DDR. Ich besuchte Städte im Westen Deutschlands und in anderen Teilen der Welt, ich fuhr zu unbekanntem Orten und ging an fremden Meeren entlang, an der französischen Küste, an der Mole in New York, ich schaute auf das Wasser hinaus, setzte mit einem Schiff nach Ellis Island hinüber, ich betrachtete die deutschen Bunker am französischen Strand, sah französische Angler im Abendlicht, ich sah das Meer, das bei Ebbe zurückströmte und einen weiten Strand hinterließ, ich sah das Wasser herankommen bei Flut, doch ich war nicht mehr aufgeregt, nicht verwundert, nicht überrascht, ich hatte keine Erwartungen mehr an das Meer gehabt, ich hatte nicht mehr damit gerechnet, etwas Außergewöhnliches zu sehen.

Jetzt, nach fünf Jahren bin ich wieder am Meer, an der Ostsee, von den richtigen Meeren zurück, und es kommt mir so vor, als ob Jahrzehnte seitdem vergangen sind. Alles hat sich verändert in der vergangenen Zeit, und verwundert laufe ich am Strand entlang und vergleiche mühselig die Landschaft mit den Orten meiner Erinnerung. Das Militärgelände existiert nicht mehr, der Blechzaun ist verschwunden, und oben auf der Steilküste

verrotten die leerstehenden Bunker und rutschen allmählich den Abhang hinab. Der Wachturm ist verwaist, die Fenster sind eingeworfen, Steinbrocken und Müll bedecken den Boden und werden allmählich überwuchert von Unkraut und Gras. Ich laufe geradeaus, an den Ruinen vorbei, immer geradeaus, ohne daß mich einer hindert daran. Wenn die Sonne am Abend untergeht, zucken keine Scheinwerfer über den Strand hinweg, kein grelles Licht blendet mich und das Meer ist friedlich und still. Lange laufe ich am Meer entlang, und nur das Licht des Leuchtturms erhellt die Dunkelheit, nur dieses matte Licht und die Leuchtpunkte der Schiffe am Horizont.

Aber das Meer ist nicht das Einzige, was sich hier verändert hat, auch das Dorf sieht inzwischen anders aus. Unzählige Restaurants ziehen sich an der Hauptstraße entlang und die Straße selbst ist frisch asphaltiert. Über den Deich führt ein ordentlicher Fahrradweg. Die Häuser sind geweißt, die Schilfdächer neu gedeckt und Unmassen von Pensionen preisen auf bunten Schildern ihre Zimmer an. Sogar die Strandkörbe am Wasser sind frisch renoviert und mit stabilen Schlössern zugesperrt, und der Strand ist sorgsam aufgeteilt: in einen Hundestrand, einen Strand für jene, die am Wasser Bekleidung tragen wollen und einen Strand für FKK. Die Wege im Wald sind mit Kies bestreut und an jeder Kreuzung prangt ein frischer Wegweiser mit einem hübschen Emblem, so daß ich mich nicht verirren kann. Alles ist überschaubar, reinlich und glatt, das Meer ist nicht mehr das zurückgebliebene schmutzige Meer, das es noch in meiner Kindheit war, es ist erwachsen geworden, vielleicht wie ich selbst, und ich weiß nicht, warum ich mich nicht wohlfühlen kann. Vielleicht liegt es an den Urlaubern, die

jetzt das Meer überfluten, seitdem es keine Mauer mehr gibt, vielleicht an den Autos, mit denen sie auf der Hauptstraße entlangrasen auf der Suche nach einem Quartier. Es gibt keinen Ort mehr, an den man sich zurückziehen kann, an dem man wirklich alleine ist, auf den Wegen im Wald und an der Steilküste kommen mir ganze Menschengruppen entgegen, denen ich ausweichen muß und am Strand suche ich lange nach einem freien Ecke, auf der ich mich niederlassen kann, ohne daß mein Nachbar mich stört. Nur in den Restaurants gibt es Plätze genug und manchmal setze ich mich in eines hinein, bestelle einen Kaffee und blicke über die Straße hinweg auf das Meer. Neben mir, am Nachbartisch, unterhält sich eine Familie, die aus dem Westen gekommen ist, mit einem einheimischen Ehepaar. „Aber machen Sie nur nicht den gleichen Fehler wie wir“, sagen sie, „die Landschaft hier ist noch so urwüchsig, so natürlich, so unberührt, holzen Sie bloß nicht die Bäume ab, wie es bei uns geschehen ist, ebnen Sie nur nicht die Wege ein und bebauen Sie nicht die freien Plätze mit Hotels!“, und das Ehepaar nickt. Ich muß an die italienische Küste denken, an den französischen Strand und an die Schilderungen von Freunden, die mir von Spanien erzählt haben, und unwillkürlich nicke ich auch. Aber so ganz überzeugend ist mein Nicken nicht, denn gleichzeitig weiß ich, daß das ehemalige Militärgelände zum Verkauf ausgeschrieben ist, daß eine Hotelkette ein großes Hotel nebst Parkplatz bauen will und vorne an der Straße habe ich Schilder gesehen, auf denen der Bau von Eigentumswohnungen angekündigt wird, samt Sauna und Swimmingpool. Es werden noch mehr Urlauber kommen, und schon jetzt reichen die Ferienzimmer nicht für alle aus. Als ich meinen Kaffee

ausgetrunken habe, winke ich die Kellnerin heran, bezahle und laufe noch einmal gedankenverloren zum Strand. Morgen werde ich abreisen müssen und ich spüre, daß ich keine Lust habe, wiederzukommen in nächster Zeit. Das Meer ist eine Projektion, ein unwirklicher Ort, auf den man seine Träume und Sehnsüchte projiziert, ein Ort, den es in der Realität nicht gibt, und man soll nicht versuchen, diesen Ort zu finden, das habe ich gelernt in den vergangenen Jahren. Als am Abend die Sonne untergeht, versinkt das Meer in der Dunkelheit, und obwohl ich eben noch schlechte Laune hatte, empfinde ich mit einem Mal eine Art von Beruhigung. Ich setze mich in einen Strandkorb hinein, der aus Versehen offengeblieben ist, und lange sitze ich still, sehe auf das Meer hinaus und spüre den Wind, der in meine Haare fährt, den Sand, den er gegen meine Beine treibt und den Geruch des Meeres, diesen unvergleichlichen Geruch nach Algen, Fisch und Salz, den es nirgendwo anders auf der Welt gibt.

© Rahel von Wroblewsky 1995